



1926-12-08

## Christina von Schweden

Berta Pauli

Follow this and additional works at: [https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay)

 Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19261208&seite=1&zoom=38>

---

### BYU ScholarsArchive Citation

Pauli, Berta, "Christina von Schweden" (1926). *Essays*. 772.

[https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay/772](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/772)

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact [scholarsarchive@byu.edu](mailto:scholarsarchive@byu.edu), [ellen\\_amatangelo@byu.edu](mailto:ellen_amatangelo@byu.edu).

Christina von Schweden.

Von Berta Pauli.

„Diese Fürstin scheint mir mehr als die übrigen Menschen nach dem Bilde Gottes geschaffen.“  
*Descartes.*

„Jetzt werdet ihr das sonderbarste Tier sehen, das Gott geschaffen hat....“ *Strindberg:* „Königin  
Christine.“

Vor dreihundert Jahren, am 8. Dezember 1626, wurde im Königsschloß von Stockholm das seltsame Geschöpf geboren, das als Göttin gepriesen und kecker Sittenlosigkeit geziehen, als Geistesheldin verherrlicht und als Närrin verhöhnt worden ist: des großen Königs Gustav Adolf einziges Kind, Christina Augusta. Widersprechende Beurteilung finden die meisten hervorragenden Individualitäten bei Mit- und Nachwelt. Aber kaum jemals hat ein und dasselbe Wesen von Zeitgenossen und Nachfahren reichstes Lob und schmähdlichsten Schimpf in den Maße auf sich gezogen wie jene Königin, die in jungen Jahren ohne äußern Zwang eine Krone niederlegte und den lutherischen Glauben ihrer Väter abschwor. Solche Divergenz der Meinungen wird erklärlich durch die Doppelnatur dieser Frau, die bald wie ein Freigeist, bald wie ein Römling erscheint, teils demokratisch wie ein Bürgerkönig des neunzehnten Jahrhunderts empfindet, teils unerbittlich das Richtschwert der absoluten Herrschgewalt göttlichen Ursprungs schwingt, die sich kühn über die Schranken ihres Geschlechts erhob und dennoch von unbesiegbaren Schwächen des Weibtums heimgesucht wurde. „Das Geschlecht des Weibes steht der Vortrefflichkeit sehr im Wege,“ hat sie mit eigener Hand geschrieben, „es ist der größte Naturfehler, den man haben kann.“ Und von allen [Äußerungen] des Tadels, die sie vernehmen mußte, hat keine sie so gekränkt, wie die milde Mißbilligung ihres Beschützers, des Papstes „*E donna!*“ – Sie ist ein Frauenzimmer!

Beinahe ist es selbstverständlich, daß Christina von Schweden erst im neunzehnten Jahrhundert – vornehmlich durch Ranke und durch den ausgezeichneten Professor der Geschichte zu Münster W. H. Grauert – objektive, einsichtsvolle Würdigung fand; denn sie war in der [Ära] des Dreißigjährigen Krieges zum Teil eine Vertreterin von Geistesrichtungen, die viel später allgemein geworden sind, nahm in ihrer Art etwas von der frommen Stimmung der Romantik, etwas von der [Emanzipationslust] [*sic*] [Emanzipationslust] moderner Frauen vorweg. Im Lichte einer jüngeren Zeit klärt sich das Rätsel ihres Wesens. An Christinas Seltsamkeiten hat ihre ungewöhnliche Erziehung starken Anteil. „Ich hoffe, daß diese Tochter den Wert eines Knaben für mich haben wird“, sagte Gustav Adolf zu seiner Schwester, als sie ihm das neugeborne Mädchen überbrachte, befahl, das Tedeum zu singen und alle Freudenbezeugungen anzustellen, die bei der Geburt eines Prinzen üblich waren. Er verfügte, daß das kräftige Kind abgehärtet, „ertüchtigt“ werde, wie man heute sagt, und daß ihr Geist männliche Nahrung bekomme, ganz wie sie Condorcet in seinem berühmten Erziehungsplan dereinst den Mädchen gewähren sollte, nur mit dem Unterschiede, daß Gustav Adolf allem Wissen das Endziel gab, den Gott zu ehren, der seinen Dienern „eine feste Burg“ ist.

Noch hatte Christina ihr sechstes Jahr nicht ganz vollendet, als seine treuen Schweden den Sieger von Lützen zu Grabe trugen. Die Mutter, eine Brandenburgerin, ganz Weib, ganz Hingebung, ganz Schwachheit, wurde von der Regierung und der Erziehung ihrer Tochter ausgeschlossen. Gustav Adolfs Schwester vertrat ihre Stelle bei der Kleinen, und Männer schulten ihren Geist. Den Vater ersetzte dessen Helfer und Freund, ein „eiserner Kanzler“ im Schweden jener Tage: Axel Oxenstierna. Im zehnten Jahre schon hört Christina täglich stundenlang seinen Vortrag über Politik und Regierungskunst, im zwölften verliert sie die letzte weibliche Führung, die ihr geblieben war, ihre geliebte Vatersschwester stirbt. Keine Vertraute hat sie je ersetzt. Die kleine Amazone lernt reiten, fechten und jagen, durstig

nimmt sie das dargebotene Wissen auf, ihre Cousinen, die ihr als Gefährtinnen beigegeben wurden, können nicht mit ihr Schritt halten. Sie beschwert sich darüber in einem Brief an ihren Onkel, den Pfalzgrafen Johann. Ihm erzählt sie auch in ihren Episteln politische Angelegenheiten wie andere Kinder von Schulaffären berichten. Früh blitzt ihr scharfes Urteil auf, zeitlich kräftigt sich ihr energischer, unverblümter Stil, der ein wenig an die Ausdrucksweise der Liselotte erinnert, nur viel mehr Großzügigkeit im Denken verrät. [Über] die tödliche Erkrankung des Generals Bauer, der das wankende Glück der schwedischen Heeresmacht in Deutschland aufrechterhalten hatte, schreibt der dreizehnjährige Backfisch: „Hier meint man, er sei bald zu ersetzen, aber die Kerls lassen sich nicht aus dem [Ärmel] schütteln: stirbt Bauer, so wird es übel dahergehen.“ An ihren klassischen Studien könnten die Freunde humanistischer Bildung ihre helle Freude haben. Sie schreibt einen Revers, in dem sie sich verpflichtet, mit ihrem Lehrer nur lateinisch zu sprechen, liest Meisterwerke der Antike mit Eifer und Verständnis. Das letztere beweisen die sinnreich und oft mit übermütigem Witz in ihre Briefe gestreuten Zitate. Die rasche Auffassung, die eklatante Begabung des Königskindes schien des verstorbenen Herrschers höchste Wünsche zu erfüllen. Wohl gab es „kein Middle, ihr weibliche Handarbeiten beizubringen“, die Gesellschaft von Frauen langweilte sie und auch den Predigten der schwedischen Lutheraner mit ihrer pedantischen Weitschweifigkeit konnte Christinens sprühende Lebhaftigkeit keinen Reiz abgewinnen, aber dafür regte ihr heller Geist so königlich die Schwingen, daß ein Reichstagsbeschluß der Sechzehnjährigen die höchste Gewalt übertragen sollte. Sie selbst lehnte es ab, diese Bürde schon auf sich zu nehmen. Erst am Tage vor ihrem 18. Geburtsfeste versammelten sich die Stände im großen Reichssaale, um der Tochter Gustav Adolfs die Regierung feierlich zu übergeben. Eine junge Fürstin, schon verehrt wegen ihrer Geistesgaben, leistete den Eid als König von Schweden. So hatte es der Großkanzler selbst gewünscht. *Christina rex* sollte Schweden schirmen und führen im Sinne Gustav Adolfs und Oxenstiernas, seines Stellvertreters. Er hatte mit einem bedeutenden Faktor nicht gerechnet: Mit der Selbständigkeit der Herrscherin. „Ich versichere Ihnen,“ schrieb sie einmal, „daß es keinen meiner Diener und Minister gibt, noch geben wird, der die Kühnheit hätte, einen Schritt zu tun ohne mein Wissen und meinen Befehl.“ Zur Herrin war sie bestimmt und erzogen, Herrin wollte sie zeitlebens sein, auch über ihre eigene Person. Vater Oxenstierna sollte das bald erfahren.

Christine von Schweden war frühzeitig eine Persönlichkeit. Der männliche Zug ihres Geistes zeigte sich auch in ihrem [Äußern]. Sie glich ihrem blonden Vater, hatte markierte Züge, denen die gebogene Nase das Gepräge der Energie gab. Helle, große Augen von lebhaftem Glanz und rasch wechselndem Ausdruck verliehen ihr Charme und Anziehungskraft. Sie war nicht groß, durch einen Sturz in der Kindheit ragte eine ihrer Schultern etwas höher als die andere, ein Defekt, den Toilette und Haltung fast völlig verbargen. Schlank und sehnig in der ersten Jugend, wurde sie in der zweiten Hälfte der Zwanzig voll und üppig, so daß ihr Bewunderer, der Herzog von Guise, rühmend hervorheben konnte, sie habe „*la taille bien fournie et la croupe large*.“ Ihre Hand sei weiß und wohlgeformt, fügt er hinzu, aber „mehr die eines Mannes als einer Frau.“ Diese Hand erfaßte die Zügel der Regierung mit starkem Griff. Im Kriege bestieg Christina den Thron. Der Kampf gegen Dänemark und den deutschen Kaiser erschöpfte die Staatskasse und verelendete das Volk. Mit scharfem Ruck wandte sie die Politik dem Frieden zu. Der Krieg bewirkte, daß die Generale den Gang der Ereignisse bestimmten und sie wollte keine Schattenkönigin sein. Auch ließ der Krieg keine Zeit und kein Geld übrig für die Bestrebungen, die ihr bis zum Tode lieb waren: die Pflege der Kunst und des Wissens. So war sie bald entschlossen, lieber weniger zu erobern, als länger Krieg zu führen. Dem Kanzler Oxenstierna gegenüber, einem harten Verfechter des „Siegfriedens“, bekam sie dadurch den Anschein der „Defaitistin“, aber sie ließ sich nicht irre machen. Sie drängt zum Frieden mit Dänemark und schreibt an Oxenstierna: „Hauptsächlich muß man seinem Gewissen genugtun und vor Gott und der Welt zeigen, daß man allen billigen Mitteln zum Frieden nicht zuwider ist.“ Noch deutlicher tritt der Gegensatz zwischen dem Kanzler und seiner jungen Herrin bei den Vorbereitungen zum Westfälischen Frieden

hervor. Er scheiterte beinahe an der Frage, wer das Bistum Osnabrück bekommen solle. Der große Kanzler erklärte, Gott solle ihn strafen, wenn Osnabrück wieder in die Hände der Katholiken käme. Christina aber schrieb ihren beiden Abgesandten bei den Friedensverhandlungen: „Es ist mein Wille, daß Sie ohne weitere Umschweife die Besprechungen zu einem wünschenswerten Ende führen. Wenn das nicht der Fall ist, so müssen Sie sehen, wie Sie es vor Gott, den Ständen des Reiches und vor mir verantworten können.“ Bei der Nachricht von der Unterzeichnung des Friedensvertrages jubelte sie, dem [Überbringer] dieses Dokumentes verlieh sie das Adelsdiplom. Aber auch Oxenstierna versöhnte sie immer wieder. Ihr Widerstand gegen ihn hat sie niemals blind gemacht für seine Verdienste. Nur wollte sie nicht, daß er mit seiner mächtigen Sippe das Land beherrsche. Sie liebte es, den Reichsrat, in dem nur Adelige saßen, durch ihre Anhänger zu ergänzen. Mit freigebiger Hand verschenkte sie Ländereien und Adelstitel. Angespornt vom Wunsche, ihren persönlichen Einfluß zu erhöhen, bekannte sie demokratische Anschauungen: „Wenn es sich um verständige Ansichten und weise Ratschläge handelt, so fragt man nicht nach den sechzehn Ahnen, sondern nach dem, was zu leisten ist.“

Und die Leistungen, die sie am höchsten bewertete, waren die Großtaten auf geistigem Gebiet. Weder Glaubensbekenntnis noch Nationalität beeinflussten dabei ihr Urteil. Die Leuchten ihrer Zeit haben von ihr Förderung, Einladungen an ihren Hof, zum mindesten Worte warmer Anerkennung empfangen, vom großen Descartes, dem sie beinahe freundschaftlich verbunden war, bis zum Rabbi Manasse Ben Israel, einem portugiesischen Gelehrten, der ihre kostbare Bibliothek mit hebräischen Büchern versah. Sie war eine leidenschaftliche Bibliophile. „Die Bücher leihen mir ihr Leben“, sagte diese Kennerin vertieften Genusses. Kunstschätze ließ sie sammeln und schmückte das noch sehr einfache Königsschloß mit Meisterwerken der Antike und der Renaissance. Als eine Pallas wird sie gerühmt. „Wenn Sie diese Fürstin kennen,“ schreibt der Philolog Vossius einem Kollegen, „so werden Sie reichern Stoff für Poesie haben, als Sie sonst je erlangen können; denn es gibt, glaube ich, auf Erden nichts Größeres, nichts Liebenswürdigeres, nichts Göttlicheres.“

Wer nur die glänzendste Seite ihres Lebens, ihr verständnisvolles Mäzenatentum ins Auge faßt, kann diesen [Überschwang] verstehen. Ihre Schwächen lagen auf anderem Gebiet: in ihrer Unfähigkeit, mit Geld und Geldeswert hauszuhalten, und in ihrer unterdrückten weiblichen Natur. Die Ehe als eine Verbindung Gleichberechtigter existierte nicht einmal in der Ideenwelt ihres Jahrhunderts: auch der Gatte einer Königin war deren Herr. Und Christina wollte keinen Herrn. Mit fanatischem Amazonenstolz bäumt sie sich dagegen auf, zumal gegen die von der Politik bestimmte Ehe einer Königin. Solch' „schreckliches Joch“ ist ihr von früher Jugend an verhaßt, und diesem Widerwillen entsprang wahrscheinlich ihr im Laufe mehrerer Jahre konsequent durchgeführter Plan der Abdankung. Die allmähliche, von Jesuiten mit überlegener Gewandtheit betriebene Bekehrung zum Katholizismus tat ein übriges. Der Kanzler, die Minister, die Stände drängten zur Heirat. Aber das junge Weib von 22 Jahren erklärt im Reichsrat: „Mit dem Zwang der Ehe kann ich mich noch nicht befreunden; oft hab' ich zu Gott gefleht, mir den Sinn dafür zu geben, aber nie ist er mir zuteil geworden.“ Sie mag nicht leiden, daß man mit ihr umgehe, „wie der Bauer mit seinem Acker“, und verweist darauf, daß sie ebenso einen Nero zur Welt bringen könne wie einen Augustus. Darum setzt sie in zäher Hartnäckigkeit die Anerkennung ihres Veters Karl Gustav als Thronfolger durch. Die Stellung dieses Prinzen neben ihr war auf die Dauer unhaltbar: Einfluß auf die Regierung verwehrte sie ihm, solange sie die Krone trug, er hatte bei der Wahl einer Gemahlin nicht sein Herz, sondern die Politik zu Rate zu ziehen, sie selbst verwehrte ihm ihre Hand, weil sie ihn nicht liebte. Sollte der junge Mann auf den Tod seiner königlichen Base warten? Das war zu viel verlangt. So erkaufte Christina ihre Freiheit als Weib und ihre Gewissensfreiheit mit dem Verzicht auf die Krone. „Die Geschichte bietet kein zweites Beispiel einer solchen Entsagung“, meint Christinens bester Biograph. Man wollte sie nicht ziehen lassen, aber Christina war unbeugsam. Sie verlange nicht der Herren Rat, nur ihre Zustimmung, erwiderte sie auf den Protest des Reichsrates gegen ihre Abdankung.

Diese kühle Festigkeit fehlte der schwedischen Pallas im Privatleben. Sie konnte sehr heftig sein. Wohl ruft sie in ihrer Selbstbiographie Gott zum Zeugen an dafür, daß sie zeitlebens den Vergnügungen der Liebe entsagt habe, aus Ehrgefühl, trotz ihres „heißen Temperaments“; aber Günstlingseinfluß machte sich deutlich fühlbar während ihrer zehnjährigen Regierung. Wäre der schöne Graf Magnus de la Gardie ein ebenbürtiger Bewerber gewesen, vielleicht hätte er Christinens Ehescheu besiegt. Wie die Dinge lagen, verheiratete sie ihn mit ihrer Cousine und überschüttete ihn mit Geld und Ehrenstellen. Manch junger Mann am Hofe wurde sehr gnädig behandelt, völlig in Bann schlug die Königin der Gesandte Spaniens Antonio Pimentelli. Er im Verein mit einem französischen Leibarzt machte sie während der beiden letzten Regierungsjahre sogar ihren geliebten Studien abspenstig, trieb sie in einen Wirbel kostspieliger Feste und ist nicht ohne Anteil an ihrer Bekehrung. Die Amazone hat ihren Besieger gefunden, nur war es kein Ehemann auf Lebenszeit, bloß ein Günstling, dem sie den Laufpaß geben konnte.

Gewiß hat Christina, die durch viele Pamphlete verunglimpft wurde, eine mißgünstige Beurteilung erfahren, weil sie ganz unzeitgemäß eine „Emanzipierte“ war. Die öffentliche Meinung war oft gehässig gegen sie, denn diese Königin hat das *qu'en dira-t-on* souverän verachtet. Wenn es ihr beliebte, wie ein Mann gekleidet, dabei auf die ihr zukommenden Ehrenbezeugungen streng bedacht, sonst aber ungebunden, ja zuweilen ungezogen, lebte sie nach ihrer Abdankung 35 Jahre, eine Art Madame Sans-Gêne, aber nicht von Sardou, eher von einem späteren Shakespeare zu zeichnen. In Brüssel trat sie zum Katholizismus über, dann nahm sie ihren Aufenthalt in Rom, besuchte zweimal Paris, kam auch noch nach Schweden, um ihre verbürgte Apanage einzutreiben. Um Polens Krone bewarb sie sich, aber mit dem entschiedenen Vorbehalt lebenslänglicher Ehelosigkeit. Unentwegt wehrte sich diese Frau gegen offizielle männliche Führung und akzeptierte sie nur als scheinbare Dienstleistung. Ordnung in ihre Finanzen brachte erst ein Mann, den ihr der Papst zur Leitung ihrer Angelegenheiten empfahl, der Kardinal Azzolino, ein Grandseigneur im Priestergewande, schön, hochgebildet und von überlegenem Verstand. In ihren Schriften verglich ihn Christina mit Alexander dem Großen und hat ihn zu ihrem Universalerben gemacht. Wäre er ihr früher zur Seite gewesen, er hätte wohl die Tat verhütet, die den häßlichsten Fleck auf ihrem Rufe bildete: die Hinrichtung oder Ermordung – je nachdem, wie man das Recht der Gerichtsbarkeit Christinas über ihre Diener auffaßt – ihres Stallmeisters Marchese Monaldeschi. In Fontainebleau zu Gäste, überführte sie den Italiener des Verrates ihres Interesses und ließ ihn vom Oberbefehlshaber ihrer Leibwache niederstechen. Niemand weiß, ob weibliche Eifersucht bei dieser furchtbaren Strafe mitgewirkt hat. Zu ihrer Verteidigung verwies Christina in völliger Gewissensruhe darauf, daß Könige von Frankreich auf dieselbe Art schädliche Untertanen vernichtet haben. In dieser Frage empfand sie wie ein Kind ihrer Zeit, der sie sonst vielfach voraus war. Ihre burschikosen Allüren, die Vorliebe für Männertracht, lose Reden und kurze Locken, die sie zur Schau trug, erschienen als Abnormität. Dennoch gewann sie immer Sympathien. „*Un joli petit garçon*“, sagt von ihr Mademoiselle de Montpensier – gewohntes Lob für Frauenanmut unserer Tage!

Aber in dem „kleinen Jungen“ steckte unzweifelhaft auch Größe, nicht ohne inneren Wert konnte sie bei den Besten ihrer Zeit Bewunderung erwecken. Manche ihrer Regierungsmaßnahmen – wie die Einstellung der Hexenprozesse – verdienen hohes Lob. Mit den Jahren kam auch zu ihr die späte Trösterin, die Resignation: „Man mag wissen,“ schreibt sie, „daß ich, glücklich und zufrieden mit meinem Lose, mich zur ruhigen Zuschauerin von allem gemacht habe, was vorgeht, und mich auf eine sehr anständige Weise an der Komödie ergötze, welche die Welt vor mir aufführt.“ Christina von Schweden wurde würdig befunten, in der Peterskirche zu Rom beigesetzt zu werden, wo sonst nur die Päpste und Kardinal-Erzpriester bestattet sind. Nach männlichen Verdiensten, nach dem Segen der römischen Kirche hat sie von Jugend auf gestrebt; Keine Auszeichnung hätte ihren Wünschen besser entsprochen, als der letzten Ruhestätte der Großen ihres Glaubens teilhaftig zu werden.



Christina von Schweden.

Von Bertha Pauli.

„Diese Fürstin scheint mir mehr als die übrigen Menschen nach dem Bilde Gottes geschaffen.“ Descartes.

„Jetzt werdet ihr das sonderbarste Tier sehen, das Gott geschaffen hat.“ Strindberg: „Königin Christine.“

Vor dreihundert Jahren, am 8. Dezember 1626, wurde im Königsschloß von Stockholm das seltsame Geschöpf geboren, das als Göttin gepriesen und hecker Sittenlosigkeit geziehen, als Geistesheldin verherrlicht und als Närrin verhöhnt worden ist: des großen Königs Gustav Adolfs einziges Kind, Christina Augusta. Widersprechende Beurteilung finden die meisten hervorragenden Individualitäten bei Mit- und Nachwelt. Aber kaum jemals hat ein und dasselbe Wesen von Zeitgenossen und Nachfahren reichstes Lob und schmäblichsten Schimpf in dem Maße auf sich gezogen wie jene Königin, die in jungen Jahren ohne äußern Zwang eine Krone niederlegte und den lutherischen Glauben ihrer Väter abschwor. Solche Divergenz der Meinungen wird erklärlich durch die Doppelnatur dieser Frau, die bald wie ein Freigeist, bald wie ein Römeling erscheint, teils demokratisch wie ein Bürgerkönig des neunzehnten Jahrhunderts empfindet, teils unerbittlich das Richtschwert der absoluten Herrschergewalt göttlichen Ursprungs schwingt, die sich kühn über die Schranken ihres Geschlechts erhebt und dennoch von unbefangbaren Schwächen des Weibtums heimgejocht wurde. „Das Geschlecht des Weibes steht der Vortrefflichkeit sehr im Wege,“ hat sie mit eigener Hand geschrieben, „es ist der größte Naturfehler, den man haben kann.“ Und von allen Äußerungen des Tadels, die sie vernahmen mußte, hat keine sie so gekränkt, wie die milde Mißbilligung ihres Beschützers, des Papstes „E donna!“ — Sie ist ein Frauenzimmer!

Beinahe ist es selbstverständlich, daß Christina von Schweden erst im neunzehnten Jahrhundert — vornehmlich durch Ranke und durch den ausgezeichneten Professor der Geschichte zu Münster W. H. Grauert — objektive, einsichtsvolle Würdigung fand; denn sie war in der Ära des Dreißigjährigen Krieges zum Teil eine Vertreterin von Neuestenrichtungen, die viel später allgemeiner Geltung und Nahm in ihrer Art etwas von der frommen Stimmung der Romantik, etwas von der Emanzipationslust moderner Frauen vorweg. Im Lichte einer jüngeren Zeit klärt sich das Rätsel ihres Wesens. An Christinas Seltsamkeiten hat ihre ungewöhnliche Erziehung starken Anteil. „Ich hoffe, daß diese Tochter den Wert eines Knaben für mich haben wird“, sagte Gustav Adolf zu seiner Schwester, als sie ihr das neugeborene Mädchen überbrachte, befahl, das Lieder zu singen und alle Freudenbezeugungen anzustellen, die bei der Geburt eines Prinzen üblich waren. Er verfügte, daß das kräftige Kind abgehärtet, „ertüchtigt“ werde, wie man heute sagt, und daß ihr Geist männliche Nahrung bekomme, ganz wie sie Condorcet in seinem berühmten Erziehungsplan dereinst den Mädchen gewähren sollte, nur mit dem Unterschied, daß Gustav Adolf allem Wissen das Endziel gab, den Gott zu ehren, der seinen Dienern „eine feste Burg“ ist.

Noch hatte Christina ihr sechstes Jahr nicht ganz vollendet, als seine treuen Schweden den Sieger von Lützen zu Grabe trugen. Die Mutter, eine Brandenburgerin, ganz Weib, ganz Hingebung, ganz Schwachheit, wurde von der Regierung und der Erziehung ihrer Tochter ausgeschlossen. Gustav Adolfs Schwester vertrat ihre Stelle bei der Kleinen, und Männer schulten ihren Geist. Den Vater ersetzte dessen Helfer und Freund, ein „eiserner Kanzler“ im Schweden jener Tage: Axel Oxenstierna. Im zehnten Jahre schon hört Christina täglich stundenlang seinen Vortrag über Politik und Regierungskunst, im zwölften verliert sie die letzte weibliche Führung, die ihr geblieben war, ihre geliebte Vaterschwester stirbt. Keine Vertraute hat sie je ersetzt. Die kleine Amazone lernt reiten, fechten und jagen, bürstig nimmt sie das dargebotene Wissen auf, ihre Cousinen, die ihr als Gefährtinnen beigegeben wurden, können nicht mit ihr Schritt halten. Sie beklagt sich darüber in einem Brief an ihren Onkel, den Pfalzgrafen Johann. Ihm erzählt sie auch in ihren Episteln politische Angelegenheiten wie andere Kinder von Schulaffären berichten. Früh blüht ihr scharfes Urteil auf, zeitlich kräftigt sich ihr energischer, unverblümter Stil, der ein wenig an die Ausdrucksweise der Liselotte erinnert, nur viel mehr Großzügigkeit im Denken verrät. Ueber die tödliche Erkrankung des Generals Baner, der das wankende Glück der schwedischen Herrschaft in Deutschland aufrecht erhalten hatte, schreibt der dreizehnjährige Backfisch: „Hier meint man, er sei bald zu erlösen, aber die Nerls lassen sich nicht aus dem Aermel schütteln: stirbt Baner, so wird es Abel daherziehen.“ An ihren klassischen Studien könnten die Freunde humanistischer Bildung ihre helle Freude haben. Sie schreibt einen Revers, in dem sie sich verpflichtet, mit ihrem Lehrer nur lateinisch zu sprechen, liest Meisterwerke der Antike mit Eifer und Verständnis. Das lektüre beweisen die sinnreich und oft mit übermäßigem Witz in ihre Briefe gestreuten Aitane. Die rasche Auffassung, die eklatante Begehung des Königskindes schien des verstorbenen Herrschers höchste Wünsche zu erfüllen. Wohl gab es „kein Mittel, ihr weibliche Handarbeiten beizubringen“, die Gesellschaft von Frauen langweilte sie und auch den Predigten der schwedischen Lutheraner mit ihrer pedantischen Weitsehigkeit konnte Christinens sprühende Lebhaftigkeit keinen Reiz aboewinnen, aber dafür regte ihr heller Geist so königlich die Schwingen, daß ein Reichstagsbeschluss der Sechzehnjährigen die höchste Gewalt übertragen sollte. Sie selbst lehnte es ab, diese Bürde schon auf sich zu nehmen. Erst am Tage vor ihrem 18. Geburtstage versammelten sich die Stände im großen Reichssaale, um der Tochter Gustav Adolfs die Regierung feierlich zu übergeben. Eine junge Fürstin, schon verehrt wegen ihrer Geistesgaben, leistete den Eid als Königin von Schweden. So hatte es der Großkanzler selbst gewünscht. Christina rex sollte Schweden schirmen und führen im Sinne Gustav Adolfs und Oxenstiernas, seines Stellvertreters. Er hatte mit einem bedeutenden Faktor nicht gerechnet: Mit der Selbständigkeit der Herrscherin. „Ich verweise Ihnen,“ schrieb sie einmal, „daß es keinen meiner Diener und Minister gibt, noch geben wird, der die Kühnheit hätte, einen Schritt zu tun ohne mein Wissen und meinen Befehl.“ Zur Herrin war sie bestimmt und erzogen, Herrin wollte sie zeit lebens sein, auch über ihre eigene Person. Vater Oxenstierna sollte das bald erfahren.

Christine von Schweden war frühzeitig eine Persönlichkeit. Der männliche Zug ihres Geistes zeigte sich auch in ihrem Äußern. Sie glich ihrem blonden Vater, hatte markierte Bügel, denen die gebogene Nase das Gepräge der Energie gab. Felle, große Augen von lebhaftem Glanz und rasch wechselndem Ausdruck verliehen ihr Charme und Anziehungskraft. Sie war nicht groß, durch einen Sturz in der Kindheit ragte eine ihrer Schullern etwas höher als die andere, ein Defekt, den Toilette und Haltung fast völlig verbargen. Schlank und sehnig in der ersten Jugend, wurde sie in der zweiten Hälfte der Zwanzig voll und äppig, so daß ihr Bewunderer, der Herzog von Guise, rühmend hervorheben konnte, sie habe „la taille bien fournie et la croupe large“. Ihre Hand sei weiß und wohlgeformt, fügt er hinzu, aber „mehr die eines Mannes als einer Frau“. Diese Hand erfasste die Fügeln der Regierung mit starkem Griff. Im Kriege bestieg Christina den Thron. Der Kampf gegen Dänemark und den deutschen Kaiser erschöpfte die Staatskasse und verelendete das Volk. Mit scharfem Ruck wandte sie die Politik dem Frieden zu. Der Krieg bewirkte, daß die Generale den Gang der Ereignisse bestimmten und sie wollte keine Schattenkönigin sein. Auch ließ der Krieg keine Zeit und kein Geld übrig für die Bestrebungen, die ihr bis zum Tode lieb waren: die Pflege der Kunst und des Wissens. So war sie bald entschlossen, lieber weniger zu erobern, als länger Krieg zu führen. Dem Kanzler Oxenstierna gegenüber, einem harten Verfechter des „Siegfriedens“, bekam sie dadurch den Anschein der „Defaitistin“, aber sie ließ sich nicht irre machen. Sie drängt zum Frieden mit Dänemark und schreibt an Oxenstierna: „Hauptsächlich muß man seinem Gewissen genügen und vor Gott und der Welt zeigen, daß man allen billigen Mitteln zum Frieden nicht zuwider ist.“ Noch deutlicher tritt der Gegensatz zwischen dem Kanzler und seiner jungen Herrin bei den Vorbereitungen zum Westfälischen Frieden hervor. Er scheiterte beinahe an der Frage, wer das Bistum Osnabrück bekommen sollte. Der große Kanzler erklärte, Gott solle ihn streifen, wenn Osnabrück wieder in die Hände der Katholiken käme. Christina aber schrieb ihren beiden Abgesandten bei den Friedensverhandlungen: „Es ist mein Wille, daß Sie ohne weitere Umschweife die Besprechungen zu einem wünschenswerten Ende führen. Wenn das nicht der Fall ist, so müssen Sie sehen, wie Sie es vor Gott, den Ständen des Reiches und vor mir verantworten können.“ Bei der Nachricht von der Unterzeichnung des Friedensvertrages jubelte sie, dem Ueberbringer dieses Dokumentes verlieh sie das Adelsdiplom. Aber auch Oxenstierna versöhnte sie immer wieder. Ihr Widerstand gegen ihn hat sie niemals blind gemacht für seine Verdienste. Nur wollte sie nicht, daß er mit seiner mächtigen Sippe das Land beherrsche. Sie liebte es, den Reichsrat, in dem nur Adelige saßen, durch ihre Anhänger zu ergänzen. Mit freigebiger Hand verschänkte sie Ländereien und Adels-titel. Angespornt vom Wunsche, ihren persönlichen Einfluß zu erhöhen, bekannte sie demokratische Anschauungen: „Wenn es sich um verständige Ansichten und weise Ratschläge handelt, so fragt man nicht nach den sechzehn Ähnen, sondern nach dem, was zu leisten ist.“

Und die Leistungen, die sie am höchsten bewertete, waren die Großtaten auf geistigem Gebiet. Weber Glaubensbekenntnis noch Rationalität beeinflussten dabei ihr Urteil. Die Leuchten ihrer Zeit haben von ihr Förderung, Einladungen an ihren Hof, zum mindesten Worte warmer Anerkennung empfangen, vom großen Descartes, dem sie beinahe freundschaftlich verbunden war, bis zum Rabbi Manasse Ben Arael, einem portugiesischen Gelehrten, der ihre kostbare Bibliothek mit hebräischen Büchern versah. Sie war eine leidenschaftliche Bibliophile. „Die Bücher lieben mir ich.“ Geschichte bietet kein zweites Beispiel einer solchen Ent-sagung“, meint Christinens bester Biograph. Man wollte sie nicht ziehen lassen, aber Christina war unbeugsam. Sie verlangte nicht der Herren Rat, nur ihre Zustimmung, er-widerte sie auf den Protest des Reichsrates gegen ihre Ab-dankung.

Diese kühle Festigkeit fehlte der schwedischen Pallas im Privatleben. Sie konnte sehr heftig sein. Wohl ruft sie in ihrer Selbstbiographie Gott zum Zeugen an dafür, daß sie zeit lebens den Vergnügungen der Liebe entsagt habe, aus Ehrgefühl, trotz ihres „heißen Temperaments“; aber Günstlingseinfluß machte sich deutlich fühlbar während ihrer zehnjährigen Regierung. Wäre der schöne Graf Magnus de la Gardie ein ebenbürtiger Bewerber gewesen, vielleicht hätte er Christinens Ehescheu besiegt. Wie die Dinge lagen, verheiratete sie ihn mit ihrer Cousine und überhäutete ihn mit Geld und Ehrenstellen. Völlig in Bann schlug die Königin der Gesandte Spaniens Antonio Pimentelli. Er im Verein mit einem französischen Leibarzt machte sie während der beiden letzten Regierungsjahre sogar ihren geliebten Studien abspensig, trieb sie in einen Wirbel kostspieliger Feste und ist nicht ohne Anteil an ihrer Bekehrung. Die Amazone hat ihren Besieger gefunden, nur war es kein Eheherr auf Lebenszeit, bloß ein Günstling, dem sie den Laufpaß geben konnte.

Gewiß hat Christina, die durch viele Pamphlete verunglimpft wurde, eine mißgünstige Beurteilung erfahren, weil sie ganz unzeitgemäß eine „Emanzipierte“ war. Die öffentliche Meinung war oft gehässig gegen sie, denn diese Königin hat das qu'en dira-t-on souverän verachtet. Wenn es ihr beliebte, wie ein Mann gekleidet, dabei auf die ihr zukommenden Ehrenbezeugungen streng bedacht, sonst aber ungebunden, ja zuweilen ungezogen, lebte sie nach ihrer Ab-dankung 35 Jahre, eine Art Madame Sans-Gêne, aber nicht von Sardon, eher von einem späteren Shakespeare zu zeichnen. In Brüssel trat sie zum Katholizismus über, dann nahm sie ihren Aufenthalt in Rom, besuchte zweimal Paris, kam auch noch nach Schweden, um ihre verbürgte Apanage einzutreiben. Um Polens Krone bewarb sie sich, aber mit der entschiedenem Vorbehalt lebenslänglicher Ehelosigkeit. Unentwegt wehrte sich diese Frau gegen offizielle männliche Führung und akzeptierte sie nur als scheinbare Dienstleistung.

Ordnung in ihre Finanzen brachte erst ein Mann, den ihr der Papst zur Leitung ihrer Angelegenheiten empfahl, der Kardinal Azolino, ein Grandseigneur im Priestergewande, schön, hochgebildet und von überlegenen Verstand. In ihren Schriften verglich ihn Christina mit Alexander dem Großen und hat ihn zu ihrem Universalerben gemacht. Wäre er ihr früher zur Seite gewesen, er hätte wohl die Tat verhindert, die den häßlichsten Fleck auf ihrem Rufe bildete: die Hinrichtung oder Ermordung — je nachdem, wie man das Recht der Gerichtsbarkeit Christinas über ihre Diener auffaßt — ihres Stallmeisters Marchese Monaldeschi. In Fontainebleau zu Gast, überführte sie den Italiener des Verrates ihrer Interessen und ließ ihn vom Oberbefehlshaber ihrer Leibwache niederstechen. Niemand weiß, ob weibliche Eifersucht bei dieser furchtbaren Strafe mitgewirkt hat. Zu ihrer Verteidigung verwies Christina in völliger Gewissensruhe darauf, daß Könige von Frankreich auf dieselbe Art schädliche Untertanen vernichtet haben. In dieser Frage empfand sie wie ein Kind ihrer Zeit, der sie sonst vielfach voraus war. Ihre burschikosen Allüren, die Vorliebe für Männertracht, lose Reden und kurze Vochen, die sie zur Schau trug, erschienen als Abnormität. Dennoch gewann sie immer Sympathien. „Un joli petit garçon“, sagt von ihr Madame de Montpensier — gewohntes Lob für Frauenanmut unserer Tage!

Aber in dem „kleinen Jungen“ steckte unzweifelhaft auch Größe, nicht ohne inneren Wert konnte sie bei den Besten ihrer Zeit Bewunderung erwecken. Manche ihrer Regierungsmahnahmen — wie die Einstellung der Hexenprozesse — verdienen hohes Lob. Mit den Jahren kam auch zu ihr die späte Trösterin, die Resignation: „Man mag wissen“, schreibt sie, „daß ich, allsächlich und zufrieden mit meinem Lose, mich zur ruhigen Zuschauerin von allem gemacht habe, was vorgeht, und mich auf eine sehr anständige Weise an der Komödie ergötze, welche die Welt vor mir aufführt.“ Christina von Schweden wurde würdig befunden, in der Peterskirche zu Rom beigelegt zu werden, wo sonst nur die Päpste und Kardinal-Erzpriester bestattet sind. Nach männlichen Verdiensten, nach dem Segen der römischen Kirche hat sie von Jugend auf gestrebt; keine Auszeichnung hätte ihren Wünschen besser entsprochen, als der letzten Ruhestätte der Großen ihres Glaubens teilhaftig zu werden.